

zum Organ für die Lausitz macht, welche der Inhalt der „Tutti frutti“ sehr nahe angeht, — wenigstens im ersten Bande, soviel ich mich erinnere, — und worüber nach seiner Meinung weder im „Provinzialblatt“ noch im „Lausitzer Magazin“ die Recensionen erschöpfend genug, wenn auch im Allgemeinen richtig waren.

Diesem Mangel soll nun durch das vier Bogen starke, elegant ausgestattete Schriftchen abgeholfen werden, in welchem eine sehr sanfte Kritik abgesponnen wird. Die Muse des Verstorbenen, um mich wegen der „Tutti frutti“ selbst hier mit einem einzigen Wort abzufinden, ist mir zu vornehm, und ich befaße mich nicht gern mit ihr. Allein der Lebende entwickelt in seinen Ansichten über das Buch im Allgemeinen eine sehr liebenswürdige Toleranz für die geistigen Lebensfragen unserer Gegenwart, und dies hat mir seine Brochüre aus höherm Gesichtspunkte interessanter gemacht, als dies bei einer bloßen Untersuchung seines Kriteriums der Fall seyn könnte. Ich glaube nämlich zu seiner Ehre, daß er diese milde Gesinnung nicht bloß dem Fürsten Pückler zu Gefallen äußert, und da ich mir nach gewissen Merkmalen der Schrift fest eingebildet, daß der Lebende ein Theolog sey, so ehre ich diese Gesinnung um so höher, obgleich ich meist ganz verschiedener Ansicht mit ihm bin. Denn es ist mir nichts erquickender als ein großsinniger Theologe, der die höheren Bedürfnisse unserer Herzen und Geister begreift, besonders da es noch gar so viele widerwärtige orthodoxe Böpfe giebt.

Nicht als verspätete Recension eines fast vergessenen Buchs, in welchem Tausende sich täuschten, die der Lebende vergebens vom Gegentheil zu überzeugen bemüht ist, sondern als Beitrag und Anregung zum Verständniß unserer geistig so vielbewegten Zeit ist mir die kleine Schrift wichtig und angenehm gewesen, wie es jede ist, die mit solcher Kenntniß der Nuancen in solchem Tone die Verhältnisse der Gegenwart und ihr Streben nach Humanität würdigt. In dieser Bedeutung wünsche ich ihr recht viele Leser, so wenig sie auch — ich wiederhole es — im Ganzen mein eignes Glaubensbekenntniß enthält.

Samachschari's goldene Halsbänder. Von Neuem übersetzt, mit kritischen und exegetischen Noten zur Erklärung der von Herrn v. Hammer mißverstandenen Stellen, nebst Verbesserung des Textes nach einem in Kahira aufgefundenen Manuscripte. Von Gustav Weil, ehemaligem Professor an der polytechnischen Schule in Kahira. Stuttgart, Fr. Brodhagsche Buchhandlung. 1836.

Der Geist des Orients, der Urgeist des Menschengeschlechts, umweht mich immer lieblich geheimnißvoll wie längst verklungene Märchen meiner frühesten Knabenzeit. Er erscheint mir als der junge Adlerflug gewaltiger Phantasie; es sind großartige Anfänge, und ich fühle mit Bezaugen ihre reizenden Mängel. Es ist nichts Abgeschlossenes, Fertiges; es ist ein werdendes, wachsendes, inniges Leben, ein Leben der Poesie in diesem Geiste, der ein abendländisches Auge mit einem fremden, glänzenden Zauber bestrickt.

Dieses immanente poetische Leben verleugnet nur selten sich selbst in Samachschari's „goldnen Halsbändern“, die eigentlich nur interessante moralische Sentenzen sind. Ob schon bereits eine Uebersetzung derselben durch den berühmten Orientalisten v. Hammer in Wien besorgt wurde, auch fast gleichzeitig mit der in Rede stehenden eine neue Uebersetzung von Fleischer in Leipzig erschien, so hielt unser Uebersetzer doch im Interesse der Wissenschaft seine Arbeit nicht für überflüssig, und seine bescheiden vorgelegten Gründe müssen mit Achtung erfüllen.

Es stand ihm erstens ein verbesserter Text zu Gebote, nach welchem er manche Mißgriffe zu vermeiden im Stande war, in die der zweite Bearbeiter noch verfiel, und denen dieser durch seine oft willkürlichen Conjecturen nicht entgehen konnte. Zweitens glaubt er, daß der zweite Bearbeiter zuweilen selbst da, wo der v. Hammersche Text mit seinem kahiranischen übereinstimmt, den wahren Sinn des Autors nicht richtig aufgefaßt habe. Drittens versichert er, in seiner Uebersetzung sich soviel als nur immer thunlich an den Grundtext angeschlossen, und oft sogar einer wörtlichen Uebersetzung befleißigt zu haben, ohne von dem ursprünglichen Sinne des Autors weder dem Reime noch einer blumenreichen Sprache, wie seine Vorgänger, Etwas zu opfern. Endlich behauptet er: in den angefügten Noten nicht nur ausführlicher als der zweite Bearbeiter das gegenwärtige Werk erläutert, sondern auch dabei manchen Anlaß ergriffen zu haben, um seine Ansicht über schwierige Stellen verschiedener Autoren darzulegen, an deren Verständniß andere Orientalisten gescheitert sind.

Wer wie ich die Cultur jeder lebenden Sprache im Vaterlande als einen besondern Gewinn für das Leben ansieht, wird auch mit mir, abgesehen von dem Werke selbst, das schöne Streben des Uebersetzers auf dem steinigten Felde des Orientalischen dankbar anerkennen.

Julius Krebs.